



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literatur.

Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter Darstellung, erzählt von Dr. David Müller, weil. Professor am Polytechnicum in Karlsruhe. Pracht-Ausgabe, in der Reihe der Auflagen die neunte, besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Mit einem Bildniß Kaiser Wilhelms nach einer Original-Weide-Zeichnung von Anton von Werner. Berlin, Franz Vahlen, 1881.

David Müllers Deutsche Geschichte erschien zum ersten Male im Jahre 1864. Seitdem hat sie neun Auflagen erlebt. Gewiß ein stattlicher Erfolg, aber sicher auch ein wohl verdienter. Durch übersichtliche Anordnung des Stoffes, scharfe Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, strenge Wissenschaftlichkeit, treffliche Charakteristiken, patriotischen Sinn und schöne Sprache, endlich durch die Berücksichtigung des Culturgeschichtlichen und die Darstellung belebende Ausführungen aus den Quellen hat Müllers Buch alle ähnlichen Werke in den Schatten gestellt und sich mit Recht seinen Platz in der Schule wie im Hause erobert. Die neueste Auflage, nach dem Tode des Verfassers besorgt von Professor Junge in Altenburg, hat den Charakter eines Schulbuches abgelegt und unterscheidet sich von ihren Vorgängerinnen durch bessere Ausstattung, schönes Papier, guten Druck und den heutzutage unumgänglichen Luxus an Initialen, Zierleisten und Vignetten, in deren Herstellung (oder Auswahl?) freilich die Verlagsbandlung nach unserm Geschmack nicht sehr glücklich berathen gewesen ist.

Geschichte des Deutschen Reichs unter König Wenzel. Von Dr. Theodor Lindner, ord. Professor an der Königl. Akademie zu Münster. Zwei Bände Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (W. Bruhn), 1875—1880.

Seitdem Weizsäcker in den „Deutschen Reichstagsacten unter König Wenzel“ für die Geschichte dieses Königs eine Fülle zum großen Theil bisher unbekannter urkundlichen Materials zusammengestellt, mit ausgezeichnetem Scharfsinn geordnet und mit trefflichen Anmerkungen versehen herausgegeben hatte, wurde allenthalben der Wunsch laut, daß einer unserer Historiker die neugewonnenen Resultate in einer den Forderungen der Wissenschaft entsprechenden Weise zu einer umfassenden Darstellung verarbeiten möchte. Dieser Aufgabe hat sich Lindner, der eine Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation zu schreiben beabsichtigt, in der ersten Abtheilung seines Werkes, welche jetzt in zwei Bänden vollendet vorliegt, unterzogen und, wie wir gleich hinzufügen wollen, so, daß sein Buch in jeder Hinsicht als eine treffliche Leistung begrüßt werden kann.

Es sind Zeiten kleinern Stils, in welche uns Lindner führt. Die glänzenden Zeiten der Hohenstaufen mit ihren universalistischen Tendenzen waren vorüber, andere waren gekommen mit centrifugalen Gelüsten. Immer lockerer wurden die Bande, welche das deutsche Reich und Volk zusammengehalten hatten, und kein Interesse gab es, das allen Ständen gemeinsam war, selbst die Königskrone nicht ausgenommen. Angehörige des Reichs konnten gewaltige Unternehmungen beginnen, großartige Kriege mit dem Auslande führen, ohne daß des Oberhauptes Mitwirkung oder auch nur Billigung in irgend welcher Weise angeboten oder gewünscht wurde, ohne daß die Reichsgenossen, welche nicht selbst mittelbar oder unmittelbar betheiligt waren, sich um solche Vorgänge bekümmerten.

Nach einem kurzen Ueberblicke auf die Regierung Karls IV., dessen Thätigkeit für das Reich nach dem bekannten Worte Maximilians, daß er Böhmens Vater und des römischen Reiches Erztiefvater gewesen sei, meist zu wenig Würdigung gefunden, schildert uns der Verfasser die schwierige Aufgabe, welche Wenzel, da er als Jüngling die drückende Last der Krone übernahm, erwartete. Er mußte mit den Kurfürsten sich in ein gutes Einvernehmen setzen, die ihn wieder ihren Wünschen geneigt machen wollten. Zu den Bündnissen, zu denen in jenen gewalthätigen Zeiten, in welchen alle Verhältnisse ins Schwanken gekommen waren und selbst festgegründete Rechte sich nur mit Gewalt behaupten ließen, die Städte sich zusammenschlossen, hatte er Stellung zu nehmen. Dazu mußte er mit den Ritterbünden rechnen, denn die Ritter fühlten damals, wo der Einzelne nicht im Stande war, sich auf eigene Faust zu wehren, das Bedürfniß, sich zur Vertheidigung ihrer Interessen zu vereinigen. Was nützten die vom Reiche errichteten Landfrieden? Sie reichten nicht hin, Streitigkeiten friedlich beizulegen und Freiheit und Rechte eines jeden gegen Angreifer zu schützen. Dazu traten Schwierigkeiten andrer Art an den jungen Herrscher heran. Das babylonische Exil des Papstthums war beendet, aber seine Folgen waren nicht so schnell beseitigt. Der neu gewählte Papst Urban VI. veranlaßte durch seine fehlerhafte Politik und durch sein schroffes rücksichtsloses Auftreten eine Spaltung, die in der Folge den Anstoß zu einer großen Bewegung der christlichen Welt gab. Noch nicht lange schmückte in Rom sein Haupt die dreifache Krone, als auch in Avignon die Thore des verlassenen päpstlichen Palastes sich wieder einem Gegenpapste öffneten. So wurde noch die Brandfackel religiösen Haders zwischen die Parteien geworfen, und sie diente nur dazu, die Flammen der Zwietracht höher zu schüren.

Wohin man auch blicken mag, auf die Kirche, auf das Reich, auf die politischen Zustände Europas, auf Böhmen und die dazu gehörigen Länder, auf die eigne Familie der Lützelburger: überall eine überaus schwierige, unendlich verschlungene Lage der Dinge. Die Persönlichkeit, die hier sichten und ordnen und das Reich in andre Bahnen lenken sollte, mußte ebenso thatkräftig wie klug sein.

Wenzel ist über schwächliche Versuche, sich zum Herrn der Lage zu machen, nicht hinausgekommen. Er vermochte die unaufhörlichen Fehden in Deutschland nicht zu schlichten, er vermochte ebensowenig in der römischen Frage sich zu entscheidender That zu ermannen, wie in seinen Erblanden eine dominirende Stellung zu bewahren. Inmitten der verworrenen Verhältnisse steht er, nicht der grausame, rohe, verdroßne Tyrann, wie ihn die Volksüberlieferung kennt, die, in Haß und Liebe übertreibend, nur mit kräftigem Meißel arbeitet, nur mit starken Zügen malt, sondern ein Mann, der nicht ungelehrt und in der Rede wohl erfahren, zwischen leidenschaftlicher Erregung und stumpfer Gleichgiltigkeit schwankt und daher jeder Zeit dem Einflusse seiner Günstlinge ausgesetzt ist, dessen Unlust an Staatsgeschäften wuchs mit den Schwierigkeiten, die er fand, und der über seine Liebe zum Trunk und zur Jagd dem blendenden Schimmer der Krone doch nicht zu entsagen vermochte. So konnte er sich nicht behaupten. Er erlag seiner eignen Verschuldung wie den Umständen.

Schon früher hatten die Kurfürsten die Besorgung der Reichsgeschäfte in die Hand zu nehmen gedroht. Der im Kurfürstencollegium einflußreiche Ruprecht III. von der Pfalz hatte an den völligen Bruch mit Wenzel gestreift. In ihm lebte der Gedanke, seinem Hause in seiner Person vornehmlichen Einfluß zu verschaffen und die ehrlüche Ueberzeugung, daß das Reich dem Willen oder richtiger dem Nichtwillen Wenzels nicht bedingungslos preisgegeben werden dürfe. Als in Böhmen

wieder heillose Verwirrung ausbrach und sich die Ohnmacht des Königs selbst in seinen Erblanden in grellem Lichte zeigte, regten sich die Kurfürsten zu gemeinsamen Handeln und verfügten endlich Wenzels Absetzung.

Schroff stehen sich die Meinungen der Geschichtsschreiber bei der Beurtheilung dieses Actes gegenüber. Höfler nennt den Proceß ein formell wie materiell rechtloses, tumultuarisches Verfahren, während Böher zu der Anschauung kam, daß das Verfahren der Kurfürsten den bestehenden Rechtsanschauungen entsprechend und in seinen Formen gesetzlich war. Lindner verzichtet darauf, ein abschließendes und allseitig annehmbares Urtheil zu fällen. Er begnügt sich damit, zu constatiren, daß die Kurfürsten sich für berechtigt halten konnten, Wenzel abzusetzen, ohne es zu sein. „Nicht auf Grund bestehender Gesetze und auf regelrechtem processualischen Wege haben sie Wenzel entsetzt, sondern aus selbstgegebenem Auftrage, den sie aus ihrer kurfürstlichen Stellung ableiteten, und in selbstgewählter Form, die sie auf für die Königswahl geltende gründeten.“

Wenn auch Weizsäcker's Herausgabe der Reichstagsacten den Verfasser wesentlich unterstützt hat, so hatte er doch noch bedeutende Schwierigkeiten bei der Behandlung der Quellen zu überwinden, die bei weitem nicht eine so eingehende Behandlung und sorgsame Herausgabe wie die der ältern deutschen Geschichte erfahren haben und, wenn sie auch reichlich genug fließen, oft gerade bei den wichtigsten Ereignissen uns im Unklaren lassen. Man wird anerkennen müssen, daß bei der Entscheidung streitiger Fragen wie bei der Beurtheilung des Werthes der Quellen der Verfasser, der seinen kritischen Scharfsinn schon in zahlreichen kleinern Aufsätzen bekundet, auch hier meist das Richtige getroffen hat.

Eine weitere Schwierigkeit lag in der Vertheilung des Stoffes. Nur die Ereignisse, nur die Bewegungen konnten berücksichtigt werden, welche mit der allgemeinen Entwicklung Deutschlands im Zusammenhange stehen. Es ist aber gerade in dieser Periode, in welcher die einzelnen Territorien ein mehr oder weniger selbständiges Dasein zu führen beginnen, schwierig zu bestimmen, in welchen Grenzen eine deutsche Reichsgeschichte sich zu bewegen hat. Es ist unmöglich, die Entwicklung in den einzelnen deutschen Gebieten ausführlich zu verfolgen und sie andersseits unberücksichtigt zu lassen. Es mußte außerordentlich verlockend sein, den Bestrebungen der Fürsten nachzugehen, die, wenn sie auch die Auflösung des Reichs beförderten, doch in ihrem eignen Kreise Großes schufen und Anerkennungs-werthes leisteten, so daß schließlich, da das Reich mehr und mehr leistungsunfähig und damit das staatliche und geistliche Leben in die engeren Kreise der Einzelstaaten gebannt wurde, ihre Thätigkeit auch für die gesammte Nation fruchtbringend wurde. Nicht weniger anziehend mußte es sein, länger bei den Thaten der Hanse stehen zu bleiben, die im Gegensatz zu den endlosen Händeln, welche eine einseitige Interessenpolitik in Süddeutschland herbeiführte, größere Ziele aus nationalem Gesichtspunkte anstrebte. Auch in dieser Hinsicht, wie auch bei der Entscheidung über die Frage, wie weit die böhmischen und ungarischen Verhältnisse, die französischen, endlich die päpstliche Politik heranzuziehen waren, können wir fast überall Lindner zustimmen und seine Wahl billigen.

Alles in allem ist das vorliegende Werk eine treffliche Arbeit. Daß es die Popularität erhalten werde, die Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit mit Recht sich erworben hat, ist freilich nicht zu erwarten. Der Grund dafür liegt nicht sowohl darin, daß Lindner die seltene Gabe der Darstellung, durch welche der Geschichtsschreiber der deutschen Kaiserzeit ausgezeichnet ist, nicht in gleichem Maße besitzt, sondern vor allem in der Eigenart der Zeit, die er behandelt, und

die unserm Volke, welches mit seinen Sympathien von den Hohenstaufen bis in die Zeit der Reformation einen Sprung zu machen pflegt, immer fremd bleiben wird. Im Kreise aller ernstern Freunde der deutschen Geschichte wird es hoffentlich die verdiente Beachtung finden.

Studien zur Goethe-Philologie von J. Minor und A. Sauer. Wien, C. Konegen, 1880.

Daß der neuerdings öfter zu hörende Ausdruck Goethephilologie keine leere Redensart ist, sondern daß damit voller Ernst gemacht wird, dafür ist das vorliegende Buch ein gewichtiges Zeugniß. Und man darf sich dessen freuen. Wer freilich die Goethestudien von Minor und Sauer flüchtig durchblättern wollte, der würde sich bekreuzigen über die vivisectorische Thätigkeit, die hier an den Dichtungen des jungen Goethe, seinen Leipziger und Straßburger Liedern und seinem „Götz“, verübt wird, und wenn er bloß die Capitelüberschriften und etwa noch die Anfangs- und Schlusszeilen jedes Capitels läse, so könnte er wohl auf die Frage kommen: Was will das Buch? Sollen das etwa neue Entdeckungen sein, daß Goethes Jugendlyrik im Boden der Anakreontik wurzelt, daß Goethe in Straßburg von Herder eine Fülle von Anregungen empfing, daß die zweite Bearbeitung des „Götz“ von 1773 auf jeder Zeile Veränderungen und Verbesserungen der ersten Niederschrift von 1771 zeigt, daß das Studium Shakespeares einen sichtlichen Einfluß auf den „Götz“ geübt hat? Bedarf es für diese allbekannten Thatsachen noch eines Beweises von nahezu dreihundert Seiten?

Ganz anders wird derselbe urtheilen, der sich die Mühe nimmt, den Verfassern geduldig in ihre Beweisführung zu folgen. Zum ersten Male wird uns hier ein umfängliches, auf streng philologischem Wege gewonnenes Beweismaterial für jene Sätze vorgelegt. Schritt für Schritt wird z. B. in der ältesten Lyrik Goethes an den einzelnen Motiven und Vorstellungen, vor allem auch am Wortschatz nachgewiesen, wie Goethe bis zu seiner Verührung mit Herder völlig in den Banden der anakreontischen Poesie à la Hagedorn, Weiske, Gleim, Jacobi u. a. befangen war. Mit minutiosester Sorgfalt wird in der Vergleichung der beiden Bearbeitungen des „Götz“ — dem unfänglichsten und interessantesten Theile des Buches — gezeigt, welche Principien und Motive den Dichter bei seiner Umgestaltung geleitet haben, und gruppenweise an den einzelnen Aenderungen nachgewiesen, wie sie stets entweder eine größere Einheit und Concentration oder eine bessere Motivirung der Handlung, eine deutlichere Charakteristik der Personen, einen engeren Anschluß an die Quelle (Göthens Selbstbiographie) und damit ein treueres historisches Colorit, eine schärfere Ausprägung der politischen Tendenz oder endlich einen maßvollern sprachlichen Ausdruck bezwecken. Insbesondere dem letztern sind auch hier wieder umfängliche Untersuchungen gewidmet, die einzelnen Abänderungen unter bestimmte Gruppen gebracht und speciell der Einfluß Shakespeares in der ersten Bearbeitung und die Abschwächung übertriebener Shakespeareanismen in der zweiten zum Gegenstande eines besondern Capitels gemacht. Kein Zweifel, daß die Verfasser sich mit diesen „Studien“ ein großes Verdienst erworben haben: sie haben uns zum klaren Bewußtsein gebracht, was bisher doch mehr oder weniger nur Sache des Gefühls war.

Hiermit ist zugleich die Frage beantwortet, die vielleicht auch mancher aufwerfen wird, wenn er einen Blick in das Buch thut, und die wir, offen gestanden, uns anfangs selber vorlegten: War es nöthig, dieses ganze Beweismaterial zu veröffentlichen? Konnte das nicht getrost in der Bibliothek des Scherersehen

Seminars, in welchem die vorliegenden Arbeiten zum Theil entstanden sind, aufgehoben und nur die Resultate veröffentlicht werden? Die Frage ist unbedingt zu verneinen. Nur dadurch, daß uns die Verfasser das Beweismaterial in extenso in die Hände gegeben haben, ist das obige Resultat erreicht worden. Eine andre Frage ist es, ob nicht die Darstellung noch eine etwas andre hätte sein können. Nicht etwa daß wir, um ein Wort Schillers zu brauchen, eine „schöne Schreibart“ wünschten, wo einzig und allein eine „wissenschaftliche Schreibart“ am Platze ist. Wohl aber hätte sich die „wissenschaftliche Schreibart“ etwas übersichtlicher gestalten lassen, dadurch, daß die vielen Zahlen, Citate, Belegstellen nicht als fortlaufender Text, was sie doch nicht sind, sondern gelegentlich in tabellarischer Form gedruckt worden wären. Namentlich bei den zahllosen Parallelen würde tabellarische Gegenüberstellung die Uebersicht oft wesentlich erleichtern, zumal bei der etwas affectirten Art des Citirens, die alle Schererianer ihrem Herrn und Meister mit einer Aengstlichkeit nachmachen (JG oder DW; soll heißen: „Der junge Goethe“, „Dichtung und Wahrheit“), als ob auf solche Dinge wunder was ankäme.

Zur Sache selbst bieten uns die Studien kaum irgendwelche Veranlassung zu Ausstellungen. Der großen Gefahr, die bei allen solchen „philologischen“ Untersuchungen vorhanden ist, bloß „in Worten zu kramen“ und sich damit zu begnügen, daß man „die Theile in der Hand“ hat, sind sich die Herausgeber in vollem Maße bewußt gewesen. Sie wissen sehr wohl, daß, wenn sie nachgewiesen haben, wie oft die in Goethes Jugendgedichten vorkommenden schmückenden Beiwörter: munter, zärtlich, süß, klein, golden u. a. bei den Anakreontikern begegnen, damit noch lange nicht dasjenige eingefangen ist, „was Goethe gleichsam mit der Luft in sich aufgenommen und in seinen Gedichten wieder ausgesprochen hat,“ und was sich schlechterdings in kein Lexikon einfangen läßt. Ob die Verfasser aber nicht doch bisweilen diese Gefahr etwas aus den Augen verloren haben? Von dem entzückenden Frieberikensliedchen: „Kleine Blumen, kleine Blätter“ schreiben sie z. B., es sei „das schönste der von Goethe im Geiste der Anakreontik verfaßten Lieder. Der Charakter derselben ist hier am deutlichsten ausgeprägt. Der ganze poetische Apparat jener Dichter ist gleichsam in wenig Zeilen condensirt. Fast lauter in der Anakreontik typische Begriffe: Blumen, Blätter, Bänder, Rosen; Frühlingsgötter, Zephyr, Flügel; Küsse, Triebe. Ebenso typisch die Beiwörter: klein, leicht, jung, tändelnd, lustig, munter, lieb. Die Anrede: Liebste, geliebtes Leben, Mädchen, das wie ich empfindet (kein Name). Alliterationen fast in jeder Zeile, besonders mit l, welches überhaupt in dem Gedichte der vorherrschende Consonant ist.“ Sehr richtig. Auf die äußern Theile hin angesehen, wäre das Gedichtchen eine wahre Cumulation von Anakreontik. Und doch, weht nicht ein Hauch hindurch, gegen den das Getändel Gerstenbergs, Gleims, Jacobis trotz allen Zephyrs und allen Geflatters als matte Windstille erscheint? Auf die „Luft“ hin angesehen, könnte man mit demselben Rechte behaupten, das Gedichtchen habe fast gar nichts anakreontisches. Ein Schalk könnte mit der Methode Minors und Sauer's am Ende auch den Beweis führen, daß eine ganze Reihe Heini'scher Lieder direct aus der Anakreontik hervorgewachsen seien.

Eine zweite Gefahr, die mit der eben genannten sich eng berührt, und die auch gelegentlich in den Studien über Goethes älteste Lyrik, weit öfter aber noch in den Studien über den „Göb“ hervortritt, liegt darin, Parallelstellen zu wittern, wo absolut nicht daran zu denken ist. Bei fleißiger Wiederholung der Lectüre und gutem Gedächtniß ist es ja leicht, aller Orten dergleichen aufzuküßern. Unleugbar hat der Nachweis solcher Parallelstellen — z. B. zwischen den Briefen

und den Dichtungen des jungen Goethe — zu einzelnen hübschen und überzeugenden Resultaten geführt. Aber eben so gewiß ist es, daß die Sache übertrieben werden kann und bereits übertrieben worden ist. Dem Zufall soll womöglich nicht der geringste Einfluß mehr eingeräumt werden; die allgewöhnlichsten Wendungen, die sich ganz natürlich aus dem Gedankengange ergeben, möchten stets irgendwoher entlehnt sein. Es wäre gut, wenn die, die solche Untersuchungen anstellen, zuvor jedesmal Lessings Urtheil über Spences „Polymetis“ im „Laokoon“ nachlesen wollten. Auch die Verfasser des vorliegenden Buches gehen in diesem Punkte, wie es scheint, bisweilen zu weit. Eine kleine Anzahl unanfechtbarer und sofort einleuchtender Beispiele wirkt entschieden mehr als eine lange Liste, in der immer einmal fragwürdige, wenig überzeugende Beispiele mit unterlaufen.

Viel Mühe haben die Herausgeber aufgewendet, dahinter zu kommen, aus welchen Elementen möglicherweise die Beschreibung der drohenden Himmelszeichen in der Bauernkriegsscene im „Göz“ zusammengefloßen sei. Es ist ihnen entgangen, was H. Dinger nachgewiesen hat (Fleckeisens Jahrbücher 1871, II., 494), daß die ganze Beschreibung mit allen einzelnen Zügen aus Stumpffs „Eidgenössischer Chronik“ (1586) stammt, wo sie sich unterm Jahre 1527 findet.

Noch eine Kleinigkeit zum Schluß. Sollte sich denn bei dem immer mehr wachsenden Umfange unsrer Goetheliteratur nicht endlich eine vernünftige Einheit der — Goethe-Orthographie erreichen lassen? Um Goethes Gedichte zu bezeichnen, haben wir nun glücklich fünf verschiedene Formen: Goethe's Gedichte, Goethes Gedichte, die Goethischen Gedichte, die Goetheschen Gedichte, die Goethe'schen Gedichte — nicht gerechnet die Variationen, die entstehen, wenn man Goethes Namen, wie es in der Tagespresse aller Augenblicke geschieht, wie aber Goethe selber es nie gethan hat, mit ö anstatt mit oe schreibt. Was soll in Goethe's das Apostroph? Spricht oder hört das jemand? Und welches ist der Laut, dessen Ausfall durch das Apostroph bezeichnet werden soll? Was sollen die pedantischen Formen Goethesche und Goethe'sche? Spricht sie ein einziger Mensch? Spricht oder schreibt jemand: Diese Wendung ist echt Goethesch oder Goethe'sch? Wenn wir es aber nicht in der Einzahl thun, warum in der Mehrzahl? Wozu diese launische (Minor und Sauer würden schreiben: launische) Inconsequenz? Die beiden einzig correcten Formen sind doch Goethes und Goethisch, und es wäre hübsch, wenn vor allem das Goethejahrbuch mit gutem Beispiele voranginge und ein für allemal diese Schreibung acceptirte. Vielleicht schließen sich ihnen dann die Verständigen und Gutwilligen an. Ein paar „Narren auf eigne Hand“ wirds natürlich immer geben.



Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.